



Karoline Toso

*Esmeraldas
Blick* Roman

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das Recht der mechanischen, elektronischen oder fotografischen Vervielfältigung, der Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, des Nachdrucks in Zeitschriften oder Zeitungen, des öffentlichen Vortrags, der Verfilmung oder Dramatisierung, der Übertragung durch Rundfunk, Fernsehen oder Video, auch einzelner Text- und Bildteile.

Copyright © 2019 bei *Edition Aglaia*, ein Imprint von Bookspot Verlag GmbH, Planegg
1. Auflage 2019

Lektorat: Sylvia Kling

Korrekturat: Andreas März

Satz/Layout: Martina Stolzmann

Covergestaltung/Einband: Nele Schütz Design

Covermotiv unter Verwendung von: © Shutterstock/Faestock/Yuliya Blonska

Druck: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Made in Germany

ISBN 978-3-95669-135-5

www.bookspot.de

Kapitel 1

Reise nach Paris

Nach all den Jahren lag eine Erstaussgabe auf seinem Schoß. Liebevoll öffnete er das Buch, roch an den Seiten, befühlte es, dachte daran, wie viele Menschen es seit 1831 wohl schon in den Händen gehalten und gelesen hatten. Kaum wagte er zu beginnen. Dann aber tauchte Albert Alden in den Trubel des Narrenfestes am sechsten Jänner 1482 ein. Das Französisch des neunzehnten Jahrhunderts las sich zwar sperrig, aber er war zu gespannt, um sich davon abhalten zu lassen. Fast hörte er den Lärm der aufgeheizten Menge, die in den Justizpalast strömte, um dem Mysterienspiel beizuwohnen und die Gesandten aus Flandern zu bestaunen. Albert befand sich selbst inmitten des ausgelassenen Treibens vor den Türmen der Notre-Dame.

Der zehnjährige Claude Frollo stand gehorsam hinter seiner Mutter und der Magd, die den Einkauf trug. Selten durfte er das bunte Treiben des Marktes miterleben, doch diesmal galt es, auch für ihn einiges einzukaufen: Stoffe für neue Kleidung, ein zweites Paar Schuhe, Papier, Federn und Tinte. In wenigen Tagen begann für ihn ein neues Leben als Aspirant bei den Benediktinern in Paris. Das Neue zog ihn an, aber der Gedanke, für immer von zu Hause weg zu müssen, ängstigte ihn auch. Im Augenblick aber faszinierte ihn die Vielfalt am Markt. Eine Gruppe Zigeuner zeigte allerlei erstaunliche Kunststücke und spielte Musik, die Claude noch nie zuvor so nah gehört hatte. Am liebsten wäre er zum Takt herumgesprungen.

Dann sah er sie. Zwischen Kisten musterten ihn zwei kecke schwarze Augen, Kinderaugen. Er konnte nicht anders als zu dem Gewürzstand zu gehen, hinter dem sich das Kind verbarg. Sein süßes Gebäck, das er in der Hand hielt, vergaß er fast,

obwohl er selten solche Geschenke von der Mutter bekam. Auch sie sah dem neuen Lebensabschnitt ihres Ältesten mit gemischten Gefühlen entgegen. Dass er ein gebildeter Priester werden sollte, erfüllte sie zwar mit Stolz, doch er wurde ihrer Obhut entzogen. Es stand ein großer Abschied bevor. Das stimmte sie mild, sie erlaubte ihm, ein wenig zwischen den Ständen herumzuschlendern, kaufte Nüsse und getrocknete Früchte für die Reise nach Paris.

Als Claude bei den Kisten ganz im Bann dieser Augen stand, die nur so sprühten vor Lebenslust, lachte das Kind laut auf, sauste hervor, entriss ihm das Gebäck und rannte damit davon. Er wusste nicht, wie ihm geschah, starrte dem Mädchen hinterher. Die kleine Zigeunerin lachte noch immer in ihrem bunten Gewand, mit den offenen, langen, dunklen Haaren und mit Schellen an ihrem Fußgelenk, das jeden ihrer Schritte zu Musik werden ließ. Ihr roter Rock reichte nur bis knapp unters Knie, an den Füßen trug sie Stoffsandalen. Sie war kleiner als er und schöner als ein Engel, jedenfalls empfand Claude es so. Am schönsten fand er ihre fröhliche Lebendigkeit. Nie hätte er gewagt, zwischen den Ständen so wild herumzulaufen. Für diesen kurzen Moment des Staunens opferte er gern das seltene Geschenk des Süßgebäcks. Doch das kecke Kind verschwand nicht mit seiner Beute. Hinter den Ständen blieb es stehen und wartete auf den Verfolger, der wie angewurzelt mit weit aufgerissenen Augen dastand. Das Mädchen winkte ihn zu sich heran. Claude konnte sein Glück kaum fassen.

Nach der Mutter blickte er sich nicht einmal um, denn bestimmt würde sie ihm verbieten, so weit von ihr wegzugehen und noch dazu Kontakt zu dem Mädchen aufzunehmen. Seit jeher galt für alle Christenmenschen, dass Zigeuner und Gaukler zum zwielichtigen Gesindel gehörten, dem nicht zu trauen war. Sie kannten keinen Gott und keine Kirche, das war ver-

dammenswürdig. Doch man musste sie dulden, solange sie keiner bösen Tat überführt wurden, deren sie gewiss täglich mehrere verübten. Claude hatte bisher nur selten Gaukler erleben dürfen, doch er fand es schade, dass die Fröhlichkeit und das Gefühl der Freiheit, die sie verbreiteten, Teil des Bösen sein sollten. Das sogenannte Gute, wie er es kannte, war für ihn als Kind doch recht langweilig. Es bestand aus Gehorsam, Fleiß, Gebet und Bescheidenheit.

Mit zaghaft langsamen Schritten erreichte er endlich die kleine Zigeunerin. Rasch zog sie ihn an eine Hausecke, damit sie vor den Blicken der meisten Leute am Markt verborgen blieben. Dort biss sie herzhaft in das Süßgebäck und hielt es ihm hin. Als er nicht reagierte, presste sie es ihm laut lachend auf die Lippen. Verwirrt biss er ab, dann lief sie noch weiter vom Markt weg.

»Komm!«, rief sie und bog in die nächste Gasse. Er zauderte, da kehrte sie zurück und zog ihn wieder an der Hand mit sich. Seine Lederschuhe klapperten, ihre Schellensandalen klangen hell. Vor einem Tor blieb sie stehen, setzte sich auf die Schwelle und brach das Süßgebäck in zwei gleich große Teile. Eines davon reichte sie ihm. Als er danach griff, entzog sie es wieder, kicherte, wiederholte das Spiel, bis er sie am Handgelenk fasste und das Gebäck an sich riss.

»Ja! Gewonnen!«, rief er vergnügt und setzte sich zu ihr. Doch er aß nicht. Lieber starrte er in ihre schwarzen fröhlichen Augen. Sie kaute an ihrem Teil des Gebäcks.

»Wie heißt du denn?«, fragte er. Sie kicherte schelmisch.

»Und wie heißt du?«

»Ich heiße Claude Frolo de Molendino und werde Priester bei den Benediktinern.«

»Wie willst du das jetzt schon wissen?«

»In ein paar Tagen holt mich ein Pater nach Paris ins Kloster.«

»Macht es Spaß, ein Priester in Paris zu werden?«

»Ich glaube eher nicht.«

»Das glaube ich auch nicht. Mir wäre es zu langweilig. Die tanzen und lachen nicht und singen nur heilige Lieder. Warum willst du denn so einer werden?«

»Das haben meine Eltern bestimmt. Mir wäre es auch lieber, mit dir herumzutanzten.« Er schaute sie vertrauensvoll an.

»Ach ja?!«, rief sie überrascht, legte ihr angebissenes Gebäck auf seinen Schoß und schlug ein paar Räder, die den roten Rock fliegen ließen. Er sah ihre Beine durch die Luft wirbeln. Unter dem Rock trug sie Beinkleider, die bis zum Knie reichten.

Dann setzte sie sich wie selbstverständlich wieder an seine Seite, nahm das Gebäck von seinem Schoß und verzehrte es. Claude sah ihr bei allem wie verzaubert zu.

»Wir werden bestimmt auch in Paris auftreten, dann treffen wir uns dort. Wo wirst du wohnen?«

»Das Kloster ist nahe der Notre-Dame.« Der Gedanke, sie in Paris wiederzusehen, freute ihn mehr als alle Geschenke dieses Tages. Still bewunderte er ihre langen seidigen Haare mit den bunten, lose hineingeflochtenen Bändern. Ein rotes Band zog sie heraus und reichte es ihm. Er drückte es an sein Herz, dann reichte er ihr seinen Teil des Süßgebäcks. Sie lachte, als sie es nahm, gab ihm einen kleinen Kuss auf die Wange und sprang davon.

»Claude! Claude! Bei allen Heiligen, wo ist mein Sohn?!«, hörte er seine Mutter verzweifelt rufen.

Ich weiß nicht mal deinen Namen, dachte er traurig, als er das Band in seine Tasche steckte. Die Mutter war außer sich, dass er sich aus ihrem Blickfeld entfernte hatte.

»Es gibt böse Menschen, die Kinder stehlen. Wo Zigeuner sind, muss man besonders auf der Hut sein!«, mahnte sie. Er hoffte, das Mädchen irgendwo zu entdecken, aber es tummel-

ten sich zu viele Leute auf dem Markt. Seinen Schatz, das rote Haarband, bewahrte er bei sich. Nur er sollte davon wissen.

Dann kam der Abschied. Katherine und Julie wollten den großen Bruder nicht gehen lassen, Mutter wischte sich immer wieder verschämt Tränen aus dem Gesicht, der Vater legte ihm die Hand auf die Schulter und schaute ihn liebevoll an.

»Du bist unser ganzer Stolz, Claude. Aus dir wird ein hochgelehrter Priester, ein Vorbild an Sittsamkeit und Gottesfurcht«, munterte er ihn auf. In seiner Tasche steckten mehr süße Köstlichkeiten für die Reise, als er je bekommen hatte. Da gab es Trockenfrüchte, Nüsse, Zimtgebäck und Karamellbonbons. Auch vier rote Äpfel zur Erfrischung hatte Mutter mit eingepackt. Eine große Kiste mit warmen Stoffen für Kleidung als Novize der Benediktiner, Nachtwäsche und einem zweiten Paar Schuhe stand ebenfalls bereit. Außerdem Tinte und Federn in einem feinen Lederfutteral. Claude dünkte sich reich wie ein Prinz. Und dennoch galt ihm das nicht so viel wie das rote Band, das er an sein Innenhemd gebunden hatte, gut versteckt und hautnah.

Er konnte sich nicht vorstellen, die Eltern, die kleinen Schwestern und das Haus viele Jahre lang nicht mehr wiederzusehen. Mutter hatte ihm das Lesen und Schreiben, vor allem aber sämtliche Gebete der Kirche auf Latein beigebracht. Den Psalter des kirchlichen Stundengebetes konnte er auswendig singen, betete täglich dreimal das Pater Noster, das Ave Verum und natürlich täglich vor dem Frühstück das große Credo. Vor dem Schlafen betete er das Confessio Pecati Mei und als Trost danach das Agnus Dei. Würden seine künftigen Lehrer das anerkennen? Konnte er auf Freundlichkeit hoffen, oder erwartete ihn nur kalte Strenge, wie man es frommen Kirchenlehrern nachsagte? Immer wieder dachte er an das Zigeunermädchen und fragte sich, ob es nicht besser wäre, zu leben wie sie. Doch

das stand nicht zur Auswahl. Er war ein Christ, angehender Mönch und Priester, also auf der ganz frommen, langweiligen Seite. Daran ließ sich nun mal nichts ändern.

Die Reise gestaltete sich allerdings überraschend spaßig. Zwei junge und ein alter Mönch sollten jene Kandidaten der Gegend rund um Montereau abholen, die schon seit ihrer Geburt der Kirche geweiht waren. Ihre Kutsche wurde von zwei alten Gäulen gezogen, für die einer der jungen Mönche zuständig war. Dieser wirkte eher wie ein grober Knecht denn ein gelehrter Gottesmann. Mitunter hörte man ihn sogar leise fluchen, wenn das ganze Gespann im Schlamm stecken blieb oder einer der Gäule, stur wie ein Esel, partout nicht weitergehen wollte. Der andere junge Mönch diente dem sehr betagten, der das Sagen hatte, mitunter aber mitten im Satz einschlieff und täglich mindestens einen Liter Wein benötigte, um noch zu funktionieren.

Nach und nach kamen drei weitere Jungen hinzu, alle in Claudes Alter. In der Kutsche fuhr nur der alte Ordenspriester, die jungen Mönche und Knaben gingen zu Fuß, waren dabei aber meist flotter als das Gespann. So hatten sie Gelegenheit, sich unterwegs zu unterhalten, immer wieder mal Obst oder Beeren zu sammeln, sogar ein wenig herumzurennen, sich die Mützen vom Kopf zu reißen und einander zuzuwerfen. So fröhlich hatte Claude zu Hause nie gespielt. Mutter hatte keinen Umgang mit anderen Kindern geduldet. Als angehender Priester und Vorbild für die kleinen Geschwister sollte er sich immer korrekt und sittsam betragen.

»Geht es bei euch im Kloster auch so fröhlich zu wie hier unterwegs?«, fragte er den Diener des alten Ordenspriesters.

»Wenn dich keiner dabei erwischt, dann schon.«

Unterwegs gab es drei Gebetszeiten täglich. Nach der Laudes unterwies der alte Priester die Kandidaten in der Ordensregel und im richtigen Verhalten der Benediktiner.

»Ora, labora et lege (in biblia)«, das ist unser Ordensprinzip. Allerdings gehört dazu das ›in Silencio‹. Sprich nur das Nötigste und das so knapp wie möglich. Der Teufel versteckt sich im Geschwätz, er versteckt sich in der Eitelkeit und in der Völlerei«, betonte er immer wieder.

»Aber ›in vino veritas‹«, ergänzte sein Diener grinsend. Der Alte hörte kaum hin und nickte nur leicht. Verschmitzt zwinkerte der junge Mönch den Kindern zu. Claude freundete sich unterwegs nicht nur mit den anderen Kandidaten an, sondern auch mit den beiden Gäulen. Immer schon mochte er Tiere besonders. Sie schenkten Freundschaft ohne Gegenleistung, verstellten sich nicht, handelten ohne Hintergedanken. Er striegelte die Pferde mit Heu, tätschelte sie, erzählte ihnen von dem hübschen Zigeunermädchen.

Sie übernachteten auf einem Bauernhof. Die Mönche waren überall willkommen, ihr Besuch galt als Segen. So wurden sie auch reichlich bewirtet. Für Claude war die Reise somit ein einziges Fest. Lange nach dem Abendgebet hörte er gedämpftes Kichern, es kam von der Scheune. Trotz der Finsternis schlich sich Claude heran. Der Hofhund, der ihm sofort vertraute, begleitete ihn schwanzwedelnd. In der Scheune lag der Knecht-Mönch mit der Magd auf dem Heu und küsste sie überall stürmisch, auch dort, wo Claude nie gedacht hätte, dass man jemanden küssen wollte. Vor allem erstaunte es ihn, dass ein Mönch so etwas durfte, dass man überhaupt so etwas durfte, wenn man nicht den Ehebund vor der Kirche geschlossen hatte.

Als die Magd dann begann, herzerreißend zu wimmern, wollte er schon Hilfe holen. Doch gleichzeitig küsste sie den Ungestümen und presste ihn an sich, der ohnehin wippend auf ihr lag. Das alles verwirrte Claude, doch es war auch aufregend. Leise schlich er in die Küche zurück, wo die Knaben vor der Feuerstelle auf dem Boden schliefen. Den Hund durfte er

leider nicht mit ins Haus nehmen, das hätte ihn etwas getröstet. Ihm stiegen bei dem Gedanken Tränen auf, dass neben ihm nicht die kleinen Schwestern schliefen und im Nebenraum nicht die Eltern.

Endlich in Paris, glaubten die Landkinder zunächst, in eine Güllegrube geraten zu sein. Es war Anfang Oktober und noch immer sommerlich warm. Über Kot- und Abfallhaufen surrten Schmeißfliegen, allerorten stank es und überall wimmelte es von Menschen. Claude staunte darüber, wie viele unterschiedliche Personen es an einem Ort geben konnte. Da saßen die Verkrüppelten, von Krätze Übersäten an den Straßenrändern und an ihnen vorbei stolzierten Damen, so prächtig wie Königinnen, begleitet von Dienern, die aussahen wie vornehme Herrschaften. An allen Ecken wurden lauthals Waren feilgeboten, ganz Paris glich einem Markt. Die Gebäude und vielen Kirchen aber wirkten prächtig wie aus einem schönen Traum. Man kam aus dem Schauen und Staunen gar nicht mehr heraus. Dann blieb Claude fast das Herz stehen. Mitten auf einem großen Platz tanzte seine Zigeunerin. Kein Himmel konnte schöner sein! Sie sang dazu, setzte gekonnt ihr Schellen-Tambourin ein. Rundherum standen Leute, warfen ihr kleine Münzen zu, andere Zigeuner saßen in ihrer Nähe, spielten die Fiedel und die Schalmei. Es war prächtiger als jeder Gottesdienst. Sofort begann er zu rennen, um zu der Tanzenden zu gelangen, doch bevor er sie erreichen konnte, hatte ihn der Knecht-Mönch eingeholt und hart auf den Boden geworfen.

Claude war so schwer mit dem Kopf auf dem Pflaster gelandet, dass er die Besinnung verlor. Als er wieder zu sich kam, lag er in der Kutsche. Der alte Priester saß neben ihm.

»Welcher Teufel ist denn in dich gefahren, zu den Zigeunern zu laufen?«, fragte er vorwurfsvoll. Claude hatte starke Kopfschmerzen, ihm war übel und vor seinen Augen tanzten Sterne.

»Wisse, alle Zigeuner sind des Teufels. Du bist ein Sohn der Kirche. Danke Gott dafür und erweise dich als würdig!« Mit diesen Worten des Alten waren sie bei der Benediktinerabtei angelangt. Als Claude benommen aus der Kutsche stieg, fiel sein Blick auf die mächtige, erhabene Kathedrale Notre-Dame. Tränen der Ehrfurcht stiegen ihm in die Augen. Zur Ankunft im Kloster erwarteten sie der Novizenmeister und zwei weitere Priester, die an der Ordensschule Latein und Griechisch unterrichteten, außerdem der Schlüssel- und Hausmeistermönch. In knappen Worten wurden sie willkommen geheißen. Das Wichtigste für die folgenden Tage waren absoluter Gehorsam und absolutes Stillschweigen. Die vier Knaben, die sich auf der Reise miteinander vertraut gemacht hatten, sollten in den kommenden Monaten nicht für gemeinsame Dienste eingeteilt werden, damit keine Partikularfreundschaften entstehen konnten, die einem spirituellen Leben abträglich wären. In den Unterrichts- und Gebetszeiten durfte ohnehin nicht gesprochen werden. Alle Novizen hatten stets den Blick zu senken.

Nach dieser Begrüßung wurden sie geschoren und hintereinander in einen Bottich mit kaltem Wasser gesteckt, wo sie sich unter der Aufsicht eines Bären von Mitbruder abzuschrubben hatten. Sie bekamen ordenseigene Kleidung, trugen also ab diesem Zeitpunkt einen Novizenhabit, und mussten die mitgebrachten Sachen abgeben. Claude gelang es gerade noch, das rote Band in seinen Schuh zu stecken. In dieser fremden, strengen Atmosphäre war es ihm ein tröstlicher Schatz.

Die Wochen danach: trübe Mühsal. Man weckte die über dreißig Aspiranten und Novizen jede Nacht um drei Uhr morgens. Es waren Jungen aus ganz Frankreich, vorwiegend aber aus guten Pariser Häusern. Sie schliefen allesamt in einem Saal auf Strohsäcken, die sie wöchentlich neu zu füllen hatten. Der ganze Konvent traf sich in der kalten Kapelle, um die Prim zu beten. Danach gab es wieder zwei Stunden Schlaf. Für die Lau-

des und Morgenmesse zogen die Mönche in Prozession zur Kathedrale hinüber. Das anschließende Frühstück bestand aus einem Stück Brot und einem Becher Wasser. Es folgten Unterricht und Arbeitsdienste, dann das Mittagsgebet und das Mittagsmahl, das schweigend eingenommen wurde, allerdings mit gleichzeitiger Vorlesung aus der Heiligen Schrift. Der Vortragende aß später, während die Mitbrüder eine stille Andacht in der Kapelle des Klosters hielten. Das war für gewöhnlich ein sitzendes Mittagsschläfchen. Für den Nachmittag gab es wieder Arbeitsdienste, Studien, manchmal auch Bußübungen. Hatte sich jemand eines Vergehens schuldig gemacht, konnte es schon mal vorkommen, dass er sein Mittagsmahl kauern am Boden einnehmen musste. Grund dafür konnten neugierige Blicke von Novizen sein (Missachtung des gesenkten Blickes), eine gestohlene Frucht aus der Küche oder gar ein Stück Schinken.

Einmal wurde ein junger Mönch für drei Tage in einen kleinen finsternen Raum gesperrt. Darin konnte er nur in gebückter Haltung stehen oder auf dem Steinboden sitzend verweilen. In dieser Zeit wurden ihm nur wenig Trinken und Nahrung durchgereicht, denn er musste mit einem einzigen Güllekübel auskommen. Claude brauchte lange, bis er unter Missachtung mehrerer Verbote herausfand, was dieser Mönch Schlimmes begangen hatte. Der Befragte raunte ihm zu:

»Er hat sich angefasst.« Was das bedeuten sollte, wurde Claude erst viel später klar, als sein Körper ein Eigenleben entwickelte und dem Willen eines keuschen Mönchs nicht immer gehorchen wollte.

Es dauerte einen Augenblick, bis sich Albert Alden in seiner Wirklichkeit zurecht fand. Fast wollte er sich nach dem Ordenspriester umsehen. Wie lächerlich, er war kein Junge von zehn Jahren und vor allem befand er sich nicht im Spätmittelal-

ter. Was für ein Traum! Alles war so real gewesen. Sein Blick fiel auf das kostbare Buch. Behutsam legte er es auf das Tischchen neben sich. Er hatte viel gelesen, begleitete gerade den Dichter des Mysterienspiels, Pierre Gringoire, durch die Straßen von Paris, während sich der Pöbel an der Wahl des Narrenpapstes grölend ergötzte. Dann musste er wohl eingenickt sein. Im Traum ging es um ganz anderes, um Kinder, Zigeuner, Marktstände, um eine Reise zu Fuß mit Mönchen und Ordensanwärtern. Schon begann die Erinnerung daran zu verblassen.

Dass sich Emma, seine Ex, daran erinnerte, wie wichtig ihm dieses Werk schon immer gewesen war, berührte ihn. Ihr jetziger Partner Thomas, ein Antiquitätenhändler, hatte es wohl auf einem Flohmarkt entdeckt. Den Anfang der Faszination machte eine Verfilmung mit Gina Lollobrigida als Esmeralda und Antony Quinn als großartig gespielten Quasimodo. Albert war damals erst zwölf Jahre alt gewesen, dennoch schien ihm die reife, abgeklärte Esmeralda nicht richtig dargestellt. Wie kam er darauf? Victor Hugos Original las er erst mit neunzehn, damals auf Deutsch.

Den Film hatte er sich mit seiner Tante Hilde angesehen, bei der er gern die Wochenenden vor dem Fernseher oder zockend verbrachte. Sie war etwas schräg, nicht jung, aber alt noch weniger. Mit gleichem Enthusiasmus wie er selbst begleitete sie den Helden Link in »The Legend Of Zelda« und diskutierte darüber, welche Verfilmungen sie vom »Glöckner« am besten fand und warum. Sie holte Lexika hervor und tauchte mit ihm in die Welt des Mittelalters ein. Darum vielleicht fühlte er sich mit den Charakteren dieses Werkes so verbunden. Seine Tante fehlte ihm, mit ihr hatte er die Welt der Fantasie beschritten, in der Geschichten und Realität abenteuerlich miteinander verschwammen.